

Michael Bohl

# Nichtwilligenstadt

Roman

SOCIETÄTS  
VERLAG



Der Umwelt zuliebe nicht in Folie verpackt.

1. Auflage

Alle Rechte vorbehalten · Societäts-Verlag  
© 2022 Frankfurter Societäts-Medien GmbH  
Satz: Julia Desch, Societäts-Verlag  
Umschlaggestaltung: Julia Desch, Societäts-Verlag  
Umschlagabbildung: vvvita/Shutterstock, Yulia Buchatskaya/  
Shutterstock, Elina Li/Shutterstock  
Druck und Verarbeitung: CPI books GmbH, Leck  
Printed in Germany 2022

ISBN 978-3-95542-431-2

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.societaets-verlag.de](http://www.societaets-verlag.de)

Draußen, wo die Zeit still steht,  
und Worte ihre Bahn verlassen,  
wo jede Grenze sich verweht,  
bis nichts mehr bleibt uns überlassen.

Wenn nichts mehr ist, was jemals war,  
wird nichts mehr sein, was je geschah.

Die Welt, die es gegeben hat,  
und die uns einst doch alles war,  
wird nichts von ihrem Rückzug wissen,  
gewesen sein, unvorstellbar.

*Marius (alles muss man selbst machen)*



# Prolog

Dieses Gespräch habe ich mir oft vorgestellt.

Etwa so:

»Wie fangen wir an?«

»Das muss ich dir überlassen, mein Junge. Es ist deine Idee.«

»Ich weiß. Obwohl ich mir sicher bin, dass du sie mir zugeworfen hast. Im Flug.«

»Wenn du dir sicher bist, ist es gut.«

»Es ist nur ein merkwürdiges Gefühl. Ich meine, wir haben uns mein ganzes Leben miteinander unterhalten und nun weiß ich nicht, ob ich auf etwas zurückgreifen kann.«

»Das kannst du, versprochen.«

»Ich glaube nicht, dass mir das jetzt hilft.«

»Fang einfach an. Du wirst schon sehen, wo es dich hinführt. Du kennst doch die Geschichte, die du mir erzählen willst.«

»Schon.«

»Also musst du nichts mehr erfinden, das erleichtert die Umsetzung doch.«

»Man muss auch erzählen können.«

»Das kannst du.«

»Und schreiben.«

»Das kannst du auch.«

»Und dir dabei in die Augen sehen, obwohl du gar nicht da bist.«

»Das könnte die Herausforderung sein.«

»Es wird mir wehtun. Das kann ich spüren.«

»Wie willst du einen Schmerz überwinden, ohne ihn zu spüren?«

»Immer diese mütterlichen Weisheiten.«

»Finde heraus, ob was dran ist.«

»Ich erzähle dir unsere Geschichte, und damit auch mir? Und der Schmerz wird dann weniger?«

»So in etwa würde ich das zusammenfassen, ja.«

»Und wenn es dir auch wehtut?«

»Das nehme ich auf mich.«

»Na dann.«

»Ich bin gespannt.«

»Dann fange ich so an, wie du es tun würdest. Mit der Liebe.«

»Ich glaube, damit liegst du richtig. Aber einen weiteren Rat solltest du vielleicht auch noch befolgen.«

»Welchen?«

»Erzähl die Geschichte jemandem, der sie noch nicht kennt. Sonst wirst du zu viel weglassen, von dem du meinst, dass es für mich selbstverständlich ist.«

»Dann wird es ein Buch.«

»Ich liebe Bücher.«

»Ich weiß.«

*Erster Teil*

# 1 | Krähenrübe

**W**as mich schon oft verwundert hat, ist, dass ich ziemlich viel über den Tod nachdenke. Sogar ganz gerne. Das wirft doch immer die Frage auf, ob man vielleicht ein bisschen merkwürdig ist, irgendein Sonderling, der bei absoluter Finsternis mit Kerzen auf den Friedhof läuft, um sich mit den Ahnen zu unterhalten. Ich meine, wenn alles einigermassen in geordneten Bahnen über die Bühne geht, dann liegen mindestens noch sechzig Jahre vor mir, da könnte ich mir doch Zeit lassen. Aber so läuft das nicht. Ich kann nicht anders, als mir Gedanken zu machen. Und es beschäftigt mich, was ich aus meinem Leben machen soll und wie ich das mit den Gedanken an den Tod in Einklang bringen kann. Ich glaube, die Antwort fällt mir so schwer, weil ich irgendwann älter und alt oder ganz alt sein werde. Und andererseits denke ich oft, ich könnte morgen schon tot sein. Weshalb ich ja zum Beispiel den Gurt im Auto anlege, oder diesen dämlichen Helm beim Fahrradfahren aufsetze. Wirklich vorstellen kann ich mir das alles aber nicht. Niemand weiß doch, wie alt er wird. Mir scheint es da an Fantasie zu fehlen. Richtig schwer wird es aber erst, wenn ich versuche, mir vorzustellen, tot zu sein. Ich liege dann in der geöffneten Kiste, etwas blass im Gesicht und mit schicken Klamotten, die mir ansonsten gestohlen bleiben könnten. Die Hände natürlich gefaltet, insgesamt ziemlich unversehrt, nur eben tot. Aber wie schon gesagt, an dieser Stelle fehlt es mir an Fantasie.

Tatsächlich will niemand von mir wissen, was ich aus meinem Leben machen möchte. Es fragt mich auch niemand, ob ich mir schon mal Gedanken über meinen Tod gemacht habe. Das ist alles gar kein Thema, aber es beschäftigt mich trotzdem. Und so habe ich angefangen, meine Gedanken zu sammeln und auf Notizzetteln in einer kleinen Holzschatulle aufzubewahren. Bella hat sie mir



aus einem Familienurlaub in Indien mitgebracht. Sie ist ganz filigran geschnitzt und hat einen Elefanten im Deckel. Bella sitzt in der Klasse meistens in meiner Nähe, aber nie direkt neben mir, da sitzt immer Max. Zumindest seit er Anfang des Schuljahres zu uns gekommen ist. Oder wenn die Bänke zusammengeschoben sind, dann sitzen Max und Sami neben mir. Sami kam kurz nach ihm zu uns in die Klasse, während ich mit Bella schon seit meiner Ehrenrunde in der Fünften ganz gut befreundet bin. Ich glaube, die Schatulle war so eine Art Liebeserklärung von ihr, zumindest eine hochgradig freundschaftliche Bekundung, aufwendig verpackt und ganz ohne Anlass. Den Grund hat sie nie durchblicken lassen.

Jedenfalls ist mir die Schatulle ans Herz gewachsen, und sie erfüllt eine sehr wichtige Funktion. Ihre ausschließliche Bestimmung ist es, meine Notizen aufzubewahren. Und diese wiederum behandeln nur ein Thema: den Tod. Oder genauer gesagt: die Zeit danach! Aber den Teufel werde ich tun, sie deshalb meine Todeschatulle zu nennen. Ich finde es nur einen ausgesprochen schönen Gedanken, irgendwas auf die Beine zu stellen, was über meinen Tod hinaus von Bedeutung sein wird. Und das gleichzeitig mehr sein soll, als in ewiger Erinnerung derer weiterzuleben, die noch ein paar Jahre länger bleiben dürfen. Vorausgesetzt, da sind dann noch welche. Hast du schon mal versucht, dir vorzustellen, du wärst der Allerletzte in deinem vertrauten Kreis? Das ist doch scheiße. Alle wären schon weg, und am Schluss steht vielleicht nur noch die philippinische Krankenschwester am Grab, die dich zuletzt pflegte und ein gutes Gefühl für den netten Opa hatte, der ihr immer ein paar extra Euro gab. Das wäre doch echt gruselig. Also nicht wegen der philippinischen Krankenschwester, sondern wegen all derer, die nicht dabei wären. Deshalb sollte man wohl Kinder haben. Zwei oder drei am besten. Dann müsste man schon verdammt viel Pech haben oder ein Riesenarschloch sein, wenn der eigene Abgang ohne echte Tränen und längeres Fortleben in der Erinnerung der Liebsten über die Bühne ginge.

Das sind so Gedanken, die ständig querschießen. Es geht mir wohl um die eigene Bedeutung, was überhaupt nicht besonders ist, so viel habe ich schon verstanden. Es wimmelt von Leuten, die bedeutsam sein wollen, wahrscheinlich auch über ihren Tod hinaus. Ich behaupte deshalb auch nicht, dass meine Idee irgendwie ausgefallen wäre. Aber für mich ist meine Schatulle doch ein wenig speziell, ich zeige sie auch niemandem. Nicht, weil ich pflege, Geheimnisse zu haben, sondern weil es mir solche Freude macht, sie ganz für mich alleine zu haben. Hin und wieder einen neuen Zettel hinzulegen, ist ein Akt größtmöglichen Mit-mir-eins-seins. Klingt ein bisschen abgehoben für einen 15-Jährigen, meinst du? Ist mir schnuppe. So selbstbewusst bin ich schon, und dass ich gut geraten bin, denke nicht nur ich selbst.

Ich habe Glück. Es wächst ja nicht jeder so auf. Vor allem nicht mit einer solchen Mom. Soweit ich mich erinnern kann, hat sie alles getan, um mich sein zu lassen, wie ich bin. Sie sagt, das sei eines der größten Probleme der Menschen. Immer aneinander rumzuschrauben, um für irgendeine Überzeugung passend zu sein. Und das sei der falsche Weg. Denn der richtige Weg sei der, auf dem man sich zu dem entwickeln würde, der man ist, und keiner wisse besser als man selbst, was das für ein Weg ist. Nicht, dass sie als Erziehungsperson bei mir ausgefallen wäre, im Gegenteil. Sie hat mich immer gestärkt. Bestimmt hat sie auch manchmal gedacht, ich hätte die eine oder andere Tasse zu wenig im Schrank. Aber spüren, ließ sie mich das nie – oder ich hab's nicht gemerkt.

Jeder Zettel, den ich in meine Schatulle lege, enthält eine Idee. Und die Idee, oftmals nur eine Ein-Wort-Idee, ist es, etwas zu beschreiben, das mir helfen könnte, über den Tod hinaus von Bedeutung zu sein und zu bleiben. So lange, bis mich dann schon lange niemand mehr persönlich kennt. Eine Notiz mit *Krähenrübe* liegt zum Beispiel schon länger drin.

Meine Mom nennt Herrn Stanjek, meinen Mathelehrer, eine Krähenrübe, weil sein Gesicht beim Reden so starr ist, als hätte er

im Sarg schon mal Probe gelegen. Die Interpretation von Krähenrübe lässt viel Spielraum. Innerhalb dieses Spielraums wird's allerdings eng. Und so in etwa gestaltet sich ihre Direktheit. Es ist auch ein Beispiel dafür, dass Mom immer gute Namen einfallen. Mit *Krähenrübe* bin ich quasi aufgewachsen, es ist ein ganz normales Wort für mich. Und Herr Stanjek ist sozusagen das Urgestein aller Krähenrüben, und alle, die ähnlich doof daherkommen, sind unweigerlich auch welche.

*Krähenrübe* steht also auf einem Zettel in meiner Schatulle. Und, wie du ja nun weißt, geht es darum, etwas (und damit mich) unsterblich werden zu lassen. Und wenn es mir gelänge, *Krähenrübe* als Begriff derart bekannt zu machen, dass irgendwann jedes Kind wüsste, was eine Krähenrübe ist, würde sie sich auch früher oder später im Duden wiederfinden. Dabei wäre es noch nicht einmal wichtig, dass ein Verweis auf meine Person mitgeliefert würde. Es wäre genug, dass ich, wenn schon nicht ihr Schöpfer, so doch wenigstens ihre Erfolgsleiter gewesen wäre und somit fortbestehen würde bis ... Das wäre mir dann auch wieder egal. Klingt doch nach einem guten Plan, oder?

## 2 | Familie

**M**om ist meine Mutter, aber es wirkt nicht besonders locker, von seiner ›Mutter‹ zu sprechen. Ganz schlimm ist ›Mama‹. Keiner erwähnt im achten Schuljahr seine *Mama*. Das muss einem auch niemand beibringen. Damit klingst du nach Vorschule, und das steht dir schlecht, wenn du den Rest gerade davon überzeugen willst, dass du der gelassenste Teenager bist, den die Welt seit langem gesehen hat. Erst recht, wenn du ein Junge bist. Einem Mädchen würde man die Mama, allerdings unter Punkte abzug, noch durchgehen lassen, aber Jungs stehen unter absolutem Mamanverbot. Dafür komme ich mit ›Mom‹ ganz gut über die Runden. Einsilbig ist immer besser für die Gelassenheit. Im Übrigen geht Mutter auch deshalb nicht, weil das irgendwie total gebärfreudig klingt. Was schon rein statistisch nicht stimmt. Denn hier in Deutschland bekommen die Frauen zu wenige Kinder. Das haben sie uns sogar schon ganz offiziell im Unterricht erklärt. Wenn ich mich recht erinnere in Sozialkunde, in Religion und sogar in Mathe. Irgendeine Textaufgabe war das wohl. Da bekam die aktuelle deutsche Mutter im Schnitt 1,45 Kinder. Kein Wunder, dass mir Mathe nicht liegt. Wie soll ich mir 1,45 Kinder vorstellen? Meine Mom jedenfalls hat nur 1,0 Kind, und das bin ich.

Mein Name ist Marius, und damit kann ich ganz gut leben. Marius könnte auf den römischen Kriegsgott Mars zurückzuführen sein, was nicht so übel ist, obwohl ich natürlich gegen Krieg bin. Außerdem ist es nicht ausgeschlossen, dass sich aus dem Lateinischen die Bedeutung von *männlich* sowie auch von *Meer* in meinem Namen wiederfindet. Beides ist mir sympathisch. Ich meine, welcher 15-jährige Junge würde nicht gerne als männlich gelten? Ich jedenfalls hätte nichts dagegen, solange ich nicht bei Geschichten, die offensicht-

lich Mut erfordern, in die erste Reihe geschickt werde. Du glaubst nicht, wie schnell ich mich in Luft auflösen kann. Na ja, und ein Meer erweckt doch sofort angenehme Gefühle. Da sind sich immer alle einig, obgleich ich es am Meer eher etwas langweilig finde. Aber das muss ich ja nicht jedem auf die Nase binden.

Mom sagt bei allerhand Anlässen, das Unbewusste sei viel entscheidender als das Bewusste. Und da hat sie, soweit ich das schon überblicken kann, wahrscheinlich recht. Wenn ich mir dann vorstelle, dass mein Gegenüber in dem Moment, in dem ich mich als Marius vorstelle, unbewusst eine Information aufnimmt, die aus der Kette Rom-Krieg-Gott-Männlich-Meer besteht, dann macht mich das zum einen für den Moment ziemlich selbstbewusst und zum anderen auch ein wenig stolz auf die komplexe Anlage meiner Persönlichkeit. Ein Marius kann nie ein Schwächling sein.

Mom ist klasse. Das möchte ich gleich zu Beginn festhalten. Sie gibt mir das Gefühl, mich total in Ruhe zu lassen, aber in Wirklichkeit ist sie allgegenwärtig. Auf eine Art, die mir gefällt, und ich kann mir den Luxus erlauben, auf die ganzen Widerstände, die in meinem Alter wohl angemessen wären, zu verzichten. Auch deshalb achte ich darauf, dass sie nicht zur ›Mama‹ wird. Von einer ›Mama‹ muss man sich mühsam abgrenzen, vermute ich, bei einer Mom stellt sich ein plausibles Verhältnis aus Nähe und Distanz ganz natürlich ein.

Die Leute lachen viel mit ihr, weil sie sehr unterhaltsam ist und die Menschen mag. Sie kann auch ziemlich direkt werden, aber selbst das klingt in ihrer Sprache nach verdaubarer Kost. Es ist nicht nur so, dass *ich* sie mag, sie *ist* definitiv die beste Mom von allen, was wahrscheinlich wenig originell klingt, weil das ja die meisten Kinder von ihren Müttern behaupten. Ich finde aber, dass nur ich damit recht habe. Außer von mir wird sie von so ziemlich allen gemocht. Mein Vater mag sie so sehr, dass in seinem Fall von Liebe die Rede ist. Meine Freunde mögen sie auch alle. Im Kindergarten war sie der Hit unter den Müttern, und das ist sie auch danach eigentlich immer geblieben. Nur bei meinen Lehrern fällt die Bilanz durch-

wachsen aus. Aber von denen sind einige derart merkwürdig, dass es nicht verwundern sollte.

Einen Vater habe ich auch, und den habe ich anders lieb. Ich würde sagen, dass er ziemlich zufrieden mit seinem Leben ohne seinen Sohn und seine Frau ist. Er ist oft ohne uns unterwegs und bestimmt mein Leben deutlich weniger als meine Mom. Mein Vater – der nicht mein ›Dad‹ ist, denn ›Dad‹ klingt dann doch noch einmal einen Zacken amerikanischer, und das kann er überhaupt nicht ab, und ich selbst find's auch doof – ist irgendwie ein Freak, so einer, der völlig in dem aufgeht, was er tut. Bei ihm klingt Papa zwar nicht ganz so babymäßig wie Mama, vor allem aber empfinde ich Vater als deutlich neutraler als Mutter. Vielleicht, weil Vater nie gebärfreudig klingen kann, keine Ahnung.

Mein Vater arbeitet als Kurator, und das muss ich ziemlich oft erklären. Selbst die Erwachsenen wissen nicht immer, was sie sich darunter vorstellen sollen. Ich mach's dann kurz und sage, er würde im Museum arbeiten. Das reicht oftmals schon, führt zu einem wissenden Kopfnicken, als ob damit alles gesagt wäre, und dann lass ich's dabei auch bewenden. In unserer Stadt, also in Frankfurt, gibt's echt viele Museen, derzeit um die sechzig, und das ist für eine *Nicht-millionenstadt* doch eine ganze Menge, finde ich. Und für eines dieser Museen ist er zuständig. Was eigentlich überschaubar klingt, aber er ist permanent auf Achse. Vor allem wegen der regelmäßigen Wechselausstellungen. Wenn wieder eine neue kommt, sagt Mom schon mindestens vier Wochen im Voraus, dass mein Vater im Wechselfieber ist. Dann weiß ich, was sie meint. Nämlich, dass er in unserer Wohnung kaum noch gesichtet wird und wenn dann eher abwesend ist.

In seltenen Ausnahmefällen erkläre ich noch, dass er zum Beispiel auch für die Museumspublikationen zuständig ist, und das macht er richtig gut. Ich habe ziemlich viele davon in meinem Regal stehen und fand die bisher meistens interessant. Früher mehr die Bilder, heute durchaus auch die Texte. Leider steht sein Name nie darauf,

das macht man nicht bei Kuratoren, da unterscheiden sie sich von Schriftstellern. Ein künstlerisches und pädagogisches Konzept muss er auch oft entwickeln. Was unter anderem bedeutet, dass er erklären können muss, warum er genau diese Bilder und Kunstwerke ausgewählt hat. Oder warum er sie so und nicht anders positioniert hat. Und da erzählt er wirklich spannende Geschichten. Man sieht plötzlich viel mehr, als wenn man ohne seine Erklärungen draufguckt. Ich finde dann, dass mein Vater auch ein wenig wie ein Zauberer sein kann, aber das würde niemand mehr verstehen, und deshalb behalte ich das für mich. Und er verdient ziemlich gut, aber auch das behalte ich für mich. Ich weiß nicht, wie es in anderen Ländern ist, aber bei uns redet man nicht darüber, was jemand verdient, erst recht nicht, wenn es viel ist. Man weiß das einfach oder merkt es. Dafür redet man darüber, wenn jemand wenig oder gar nichts verdient, also Geld vom Staat bekommt. Obwohl man das auch weiß oder merkt. Mom macht übrigens nichts, hat aber den ganzen Tag etwas zu tun. Das ist viel schwerer zu erklären.

Um dem Klischee einer klassischen Superfamilie zu entsprechen, müsste ich eigentlich noch eine Schwester haben. Was ich, um ehrlich zu sein, auch ziemlich cool fände. Viele Einzelkinder finden den Gedanken an Geschwister wohl irgendwie stark. Mir geht es da nicht anders. Obwohl ich an meiner Kindheit nichts auszusetzen habe. Bis hierhin hat es mir an nichts gefehlt. Also auch nicht an einer Schwester. Aber ich stelle mir vor, dass es mir mit ihr noch besser gegangen wäre. Sie wäre jünger gewesen, und ich ihr großer Bruder. Nur so will ich das sehen, nur in dieser Vorstellung fehlt sie mir. Ich hätte sie beschützt und gedrückt, weil ich sie lieb gehabt hätte. Sie hätte mich angehimmelt, weil ich der tollste große Bruder unter dem weiten Sternenhimmel gewesen wäre. Ich wäre ihr Held gewesen, und sie immer da, wenn ich jemanden zum Spielen gebraucht hätte. Oder zum Ärgern. Toll. Aber es gibt sie nicht außerhalb meiner Vorstellung. Auch nicht außerhalb der von Mom und meinem